

201

(Nachdruck verboten.)

## Im Kampf für Rußlands Freiheit.

Der Zug setzte sich in Bewegung und verschwand dann hinter einer Biegung. Ich ging langsam dem Perron zu. Der Stationschef erwartete mich, und fragte mich etwas barsch:

„Haben Sie ein Billett?“

Ich bejahte es.

„Warum sind Sie denn von der anderen Seite abgesprungen?“

„Weil ich die erste Tür nicht aufmachen konnte.“

„Sehen Sie die Reise weiter fort?“ fragte er mich.

„Ja, aber erst muß ich hier auf ein Gut.“

„Sie werden keine Pferde vorfinden,“ meinte der Stationschef.

Ich erklärte dem Beamten, daß ich mit Herr Titoff, so hieß mein Begleiter, fahren würde. Dieser stand auf der Treppe des kleinen Stationsgebäudes und sah zu, wie seine Sachen in den Wagen untergebracht wurden. Ich trat an ihn heran, klopfte ihm auf den Arm und sagte auf französisch: „Ich werde Ihnen alles erklären, seien Sie bitte jetzt nicht erstaunt!“ Er schaute mich groß an und hatte, bevor ich ihm diese Warnung sagen konnte, schon ausgerufen: „Sie auch hier?“ Ich bat ihn, wiederum auf französisch, er möge die Liebenswürdigkeit haben, mich bis zum nächsten großen Dorf mitzunehmen, wo ich Pferde erhalten könnte, was er auch tat.

Während der Fahrt erklärte ich ihm, daß ich die ganze Zeit von einem Spion verfolgt worden sei; ich könne ihm keine nähere Erklärung geben, ihm sei aber doch die Tatsache bekannt, daß oft Kleinigkeiten genüigten, um verhaftet zu werden! — Er hörte mich an und antwortete:

„Wissen Sie, es ist besser, Sie kommen mit in mein Haus. Dort mag kein Mensch, Sie anzurühren. Sie können ruhig eine Zeitlang bei mir bleiben.“

Ich dankte, erwiderte aber, daß ich von seiner liebenswürdigen Aufforderung nur für eine sehr kurze Zeit Gebrauch machen würde, denn ganz sicher wäre der Aufenthalt in seinem Hause doch nicht.

„Sie haben selbst gesagt, daß man Ihre Schule geschlossen hat, und dürfen nicht vergessen, daß wir es mit einem sehr geliebten Spion zu tun haben. Es war kein kleiner Beamter, sonst wäre er nicht so gut gekleidet und könnte nicht erster Klasse fahren. Er wird mein Verschwinden sehr bald merken. Er braucht bloß an den Stationschef zu telegraphieren oder zu telefonieren und anzufragen, ob ein Herr, der so und so aussieht, nicht abgestiegen sei, und dann ist es ein Leichtes für ihn, zu erfahren, wohin ich weitergereist bin.“

„Da haben Sie allerdings recht,“ sagte Titoff. „Dann bringe ich Sie aber zu meinem Bruder herüber, dort sucht Sie ganz bestimmt niemand.“

Wir kamen auf dem Gutshof an. Titoff ließ von neuem anspannen und brachte mich zu seinem Bruder. Dort ließ ich mir eine Eisenbahnkarte geben und sah, daß drei Eisenbahnlinien den Kreis, in dem die Brüder wohnten, in einem Dreieck durchschnitten. Ich überschaute die Lage und fragte meinen Wirt und seinen Bruder, wie ich am besten zu der nächsten Station komme. Mein Wirt wollte mir Ratschläge geben, aber sein Bruder unterbrach ihn und sagte:

„Laß ihn, er weiß am besten, wie er sich hilft. Er ist darin geübt, — wir verstehen von solchen Sachen nichts.“

Nach einem Aufenthalt von ein paar Stunden reiste ich zur nächsten Eisenbahnstation. Es war gegen vier Uhr morgens, als ich ankam, und in einer halben Stunde sollte ein Zug gehen. Dieser Zug brachte mich in die entgegengesetzte Richtung von dem Orte, wo ich eigentlich hin wollte.

Mit vier Tagen Verspätung kam ich in Delaja Berkow wieder an. Ich erzählte mein Erlebnis Andreeff und Anna Michailowna, und beide waren sehr deprimiert.

„Unser Glücksstern geht unter,“ sagte sie. „Wir werden vom Unglück geradezu verfolgt! In Charkoff, wo Abramoff lebt, sind zahlreiche Verhaftungen vorgenommen worden, wir haben ihm geschrieben, er solle sofort abreisen. Wir können

vorläufig ruhig hier bleiben. Uebrigens müssen wir erst eine Arbeit fertig machen.“

Aus dem Süden waren Nachrichten gekommen, daß dort Judenmassakres vorbereitet würden, die im selben Jahre — es war 1899 — auch wirklich in einigen Städten stattfanden. Meine Freunde hatten auf Ersuchen ihrer dortigen Kameraden in vielen Exemplaren Aufrufe gedruckt, worin der Bevölkerung erklärt wurde, daß diese Judenheken von der Regierung bezw. von der Polizei angestiftet würden. Man wandte sich darin an die intelligenten und organisierten Arbeiter mit der Bitte, die Juden vor den Ausschreitungen des Böbels zu schützen: Es sei unsere Pflicht, für die bedrohten Brüder einzutreten!

Nachdem diese Arbeit getan war, wurde jede Spur der Druckerei getilgt. Alles wurde nach einem Versteck gebracht, und Anna Michailowna und Andreeff reisten ab. Ich allein blieb zurück und sollte weitere Nachrichten von meinen Freunden erwarten.

Seit der Abreise von Anna Michailowna und Andreeff waren vielleicht zwei oder drei Wochen vergangen, als ich ausführliche Nachrichten von ihnen erhielt. Sie hatten in ihrem neuen Wohnsitz schon zu arbeiten begonnen und recht gute Resultate erzielt. Sehr bald nach dem Briefe erschien eines Tages Andreeff selbst in einer wichtigen Angelegenheit; sie betraf unseren Kameraden Petroff.

Die lange Gefängnishaft hatte Petroffs Gesundheit stark erschüttert. Das Urteil war unterdessen gefällt und er nach dem westlichen Sibirien verbannt worden. Mit großer Mühe war es ihm gelungen, in denselben Ort zu kommen, wo seine Frau war. Andreeff zeigte mir einen zweifelst klingenden Brief von ihm.

„Es ist nun unsere Pflicht,“ meinte Andreeff, „unserem kranken Freunde zur Flucht zu helfen. In der Freiheit, im Auslande, wird er sich schneller erholen und kann sich dann mit frischen Kräften in die Arbeit stürzen. Anna Michailowna und ich sind zu der Ueberzeugung gekommen, daß Sie der einzige sind, der Petroff helfen kann. Von Sibirien aus würde er von seiner Frau oder anderen Flüchtlingen nach einer bestimmten Stadt begleitet werden. Sie müßten ihn dann dort treffen und ihn bis über die deutsche Grenze begleiten, denn er ist krank und hat nicht mehr den Mut, die Flucht allein zu unternehmen. Ich werde Ihnen ein paar Adressen an befreundete polnische und jüdische Genossen geben. Alles andere überlasse ich Ihnen selbst.“

Selbstverständlich ging ich darauf ein, denn es galt, einem guten Freund und tüchtigen Revolutionär zu helfen; ich hielt es aber für ungesährlicher und weniger kostspielig, über die südliche Grenze zu gehen, wo ich Beziehungen hatte.

Wir berechneten nun die Zeit, wann Petroff und seine Frau an dem von ihnen angegebenen Orte eintreffen würden. Natürlich mußten wir in Betracht ziehen, daß er die Zeit seiner Flucht nicht genau auf Tag und Stunde voraussagen konnte, ich ließ ihm daher ein paar Deckadressen zugehen.

Der Brief an Petroff wurde chiffriert, und ich sollte von Andreeff ein ganz gleichgültiges kaufmännisches Telegramm erhalten, ob Petroff mit dem Plan einverstanden sei. Andreeff reiste ab, während ich alle Vorbereitungen für die bevorstehende Flucht Petroffs traf, d. h. mich mit meinem Bekannten, der mir als Deckadresse diente, in Verbindung setzte.

Es war ein guter Freund in Odessa, der als Agent für verschiedene Firmen dort tätig war. Ich will ihn Ossip Iwanowitsch nennen. Dieser kümmerte sich weder um Politik noch um andere ernste Dinge, sondern war bloß Lebemann. Er hatte in der Stadt selbst und in den Grenzorten gute Verbindungen. Ich wollte erst die Nachricht von Andreeff abwarten und dann nach Odessa hinüberreisen. Ossip Iwanowitsch wollte ich die ganze Geschichte romantisch darstellen, etwa in der Weise: Petroff liebe eine verheiratete Frau, könne aber mit ihr in Rußland nicht zusammen leben, der Mann verfolge sie, ihm fehle die Möglichkeit, sich einen ausländischen Paß zu verschaffen, und wenn es ihm auch gelingen sollte, für sich das nötige Dokument zu besorgen, so könnte jedenfalls die Frau, die er liebe, ihm nicht folgen, da der Mann sich weigere, ihr einen besonderen Paß auszustellen, und sie ohne die schriftliche Erlaubnis des Mannes die nötigen

Papiere nicht erhalten könne. Sie irrten nun von Ort zu Ort, stets in Angst gefasst zu werden. — Diese Geschichte würde den Lebemann und Menschen Ossip Zwanowitsch mehr zur Hilfe reizen, als wenn ich ihm eine lange Vorlesung über die Leiden des russischen Volkes, über die Notwendigkeit einer politischen Agitation und die Qualen der Verhafteten und Verbannten hielte. —

Von Andreoff kam unterdessen ein kurzes Telegramm an:

„Differiere Ihnen gutes Maschinöl.“

Ich wußte damit, daß Petroff fliehen wollte oder schon auf der Flucht wäre.

In Odessa suchte ich Ossip Zwanowitsch auf und wurde empfangen wie ein alter, lieber Freund. „Gott sei Dank! daß Sie endlich da sind! — Nun kann ich wenigstens einmal mit einem vernünftigen Menschen reden. Ich habe bloß noch ein paar Sachen zu erledigen, dann fahren wir in mein Stammlokal.“ Dort erzählte ich ihm bei einer Flasche guten Weines meine romantische Dichtung und fand Ossip ganz über Erwarten hilfsbereit.

„Dieser verfluchte Kerl!“ wettelte er. — „Wenn seine Frau ihn nicht mehr liebt, so muß er sie doch freigegeben! Was quält er sie denn noch? Was wäre denn das ganze Leben, wenn die Frauen nicht da wären, und der Wein muß auch mit helfen — sonst lohnt es sich bei Gott nicht, in dieser niederträchtigen Welt zu leben! . . . Na, ja, nur die Frauen und die Liebe machen das Leben schön! — Wissen Sie, ich habe jetzt eine Bekanntschaft,“ — — und er küßte sich die Fingerspitzen, „ich werde sie Ihnen einmal zeigen.“

(Fortsetzung folgt.)

## Dmitri Zwanowitsch Mendelejeff- Henri Moissan-Marcellin Berthelot.

II.

Die philosophische Bedeutung dieses periodischen Systems der Elemente geht sehr tief. Der menschliche Geist, der große Künstler, sieht höchste Vollendung nur in höchster Einfachheit und sucht alles Zusammengesetzte auf ein Einfachstes zurückzuführen. So kann der Geist es nicht fassen, daß fast 80 verschiedene Stoffe nötig gewesen sein sollen, um unsere Erde, die ganze Welt, entstehen zu lassen. Diese verschiedenen Stoffe müssen vielmehr aus einem entstanden sein, aus einem Urstoff, der dann unter Bedingungen, die wir vielleicht nicht einmal zu ahnen vermögen, sich in zahlreiche Gestalten verwandelt hat, die sich uns heute als unzerlegbare Elemente darstellen. Ist dies aber der Fall, dann müssen die Elemente zu einander in nahen Beziehungen stehen und es müssen diese Beziehungen sich in Abhängigkeit von ihrem Atomgewicht ausdrücken. Diese rein philosophischen Forderungen werden von dem periodischen System der Elemente in vollkommener Weise erfüllt, so daß man dieses System geradezu als Beweis dafür ansehen kann, daß alle Elemente aus einem Urstoff entstanden sind. Schon vor Mendelejeff und gleichzeitig mit ihm waren denn auch Versuche gemacht worden, die Elemente systematisch zu ordnen, aber erst Mendelejeff gelang es, ein System zu finden, das alle Elemente zwanglos umfaßt. Es war auch erst nach seinen überaus genauen Untersuchungen möglich, alle die Gesetzmäßigkeiten, die das periodische System in sich birgt, zu erkennen. Ein deutscher Chemiker vor allen, Lothar Meyer, kam fast gleichzeitig mit Mendelejeff und unabhängig von ihm auf ähnliche Gedanken, wenn es ihm auch verjagt blieb, die genialen Schlussfolgerungen Mendelejeffs zu ziehen.

Mendelejeff hatte es während seines ganzen so arbeitsreichen Lebens mit fast souveräner Verachtung verschmäht, auch nur eine neue Verbindung darzustellen. Er befaßte sich vielmehr mit der Bestimmung physikalischer Eigenschaften bekannter Verbindungen und mit der theoretischen Bearbeitung der so erhaltenen Resultate. Henri Moissan, des berühmten Franzosen Ruhm hingegen besteht vor allem darin, neue Körper und Verbindungen hergestellt bzw. die Wege zur leichten Herstellung mit glücklicher Hand gewiesen zu haben. Und er steht in einer Zeit, die sich im wesentlichen mit dem Ausbau der organischen Chemie, der Leetfarbchemie vor allem, zugewendet hatte, als ein Einsamer da, der auf dem Gebiete der anorganischen Chemie Taten vollbrachte, die ungezählte Früchte reifen ließen.

Wir können hier nur auf seine drei hervorragenden Leistungen hinweisen, von denen jede einzelne genügt hätte, um seinem Namen einen dauernden Platz in der Geschichte der Chemie, ja der Menschheit zu sichern. Die erste und wissenschaftlich bedeutendste Arbeit war die Isolierung des Fluors. Das Fluor ist ein Element, dem Chlor verwandt, welches mit Wasserstoff die Flußsäure und mit Kalzium den massenhaft vorkommenden Flußspat bildet. Nun sollte man meinen, wie man Chlor aus Kochsalz, so sollte man auch Fluor aus Flußspat herstellen können. Aber da begegnet man auch Schwierigkeiten,

denen nicht die bedeutendsten Köpfe, die sich schon vor Moissan mit diesem Problem beschäftigt hatten, wie Gay Lussac, Thénard, Davy Fremy und Faraday hatten Herr werden können. Das Fluor ist das reaktionsfähigste Element, das wir kennen, das heißt, es verbindet sich mit allen möglichen Stoffen, mit denen es in Berührung kommt sofort. Das ist der Grund für das Scheitern unzähliger Versuche, die zu seiner Gewinnung angestellt wurden. Hatte man es eben aus einer Verbindung angetrieben, sofort ging es eine andere ein, so daß man seiner nicht habhaft werden konnte. Schwefel und Selen entzündeten sich, wenn sie mit ihm in Berührung kamen; Phosphor verbrennt, Antimon und Arsen verbinden sich mit ihm unter Feuererscheinung. Kohle, die sonst so schwer angegriffen wird, entzündet sich mit ihm in Berührung gebracht. Auch Silizium hält ihm nicht stand. Alle Metalle ohne Ausnahme werden von ihm angegriffen. Es schien fast aussichtslos, noch weitere Versuche zu seiner Gewinnung zu machen. Da war es Moissan, der fand, daß sehr stark abgekühltes Platin oder Gold von Fluor nicht angegriffen werden. Leitete er nun durch stark abgekühlte wasserfreie Flußsäure (auch Wasser wird von Fluor zersetzt, es war deshalb zu vermeiden) den elektrischen Strom und benutzte als Pole oder Elektroden Platin oder Goldstreifen, so schied sich am positiven Pol das Fluor gasförmig ab. Am widerstandsfähigsten zeigte sich eine Legierung aus Platin und Iridium. Nicht weniger als 340 Chemiker hatten vor Moissan sich schon mit den Verbindungen des Fluors beschäftigt; ihm blieb der Ruhm vorbehalten, den Schleier von diesem geheimnisvollen Körper zu ziehen, ein Triumph seines experimentellen Genies.

Einige Jahre später beschäftigte ihn das Problem der Herstellung künstlicher Diamanten. Das Studium der Diamantminen und der Diamanten enthaltenden Meteoriten hatten ihm den Gedanken nahegelegt, ungeheuren Druck zur Erlangung der kristallisierten Form des Kohlenstoffes, wie er in den Diamanten vorliegt, zu verwenden. Er machte sich die Fähigkeit des Eisens, im Schmelzfluß beträchtliche Mengen Kohlenstoff aufzulösen, zunutze. Mit Kohlenstoff gesättigtes, bei sehr hoher Temperatur geschmolzenes Eisen wurde rasch äußerlich abgekühlt, so daß eine feste Kruste um einen flüssigen Kern sich bildete. Dieser flüssige Kern befand sich unter einem ungeheuren Druck, da die harte Kruste sich stark zusammengezogen hatte.

War die ganze Masse erstarrt und wurde sie nun in Säuren aufgelöst, so verblieben neben den anderen Formen des Kohlenstoffes, der amorphen Kohle und dem Graphit, winzige Diamanten zurück, die völlig den in der Natur vorkommenden gleichen. Trotz dieser Versuche und Anwendung zahlreicher Kunstgriffe gelang es Moissan allerdings nicht, Diamanten in einer Größe herzustellen, die ihre Verwendung als Schmuck zugelassen hätte. Die wissenschaftliche und experimentelle Bedeutung seiner Arbeit ist darum aber nicht geringer.

Die für diese Versuche nötige hohe Temperaturen hatten Moissan dazu geführt, sich eine neue Wärmequelle zu verschaffen, was ihm durch eine glänzende Konstruktion eines elektrischen Ofens gelang, in welchem er starke elektrische Ströme zum Schmelzen von Metallen und anderer Körper sich dienstbar machte. Dieser elektrische Ofen, in welchem er Temperaturen von 3000 Grad zu erzielen vermochte, wurde eine Quelle neuer überraschender Entdeckungen, als deren bekannteste und wichtigste wohl die Herstellung der Karbide, vor allem des Kalzium-Karbides anzusehen ist. Erhitzte er in seinem elektrischen Ofen gebrannten Kalk und Kohle, so erhielt er eine graue kristallinische Masse, die aus Kalzium und Kohle bestand und mit Wasser Acetylen entwickelte. Es würde zu weit führen, wollte man die Bedeutung dieser Entdeckung, nicht nur für die Wissenschaft, sondern auch für die Industrie nur kurz skizzieren. Ganze Länder benötigen jetzt ihre Wasserfälle um elektrische Ofen, deren Prinzip von Moissan gegeben wurde, zur Herstellung von Kalziumkarbid, aber auch anderer Verbindungen, zu betreiben. Die Bedeutung der Acetylenbeleuchtung sei nur erwähnt.

Das Fluor — der künstliche Diamant — der elektrische Ofen, das sind die Etappen in der Laufbahn dieses Forschers.

Henri Becquerel, der berühmte Physiker, der Entdecker der nach ihm benannten Strahlengattung, hat dem so jäh Verstorbenen in der Akademie der Wissenschaft zu Paris einen überaus warmen Nachruf gewidmet, den er mit den Worten schließt:

„Sein Gesicht bewahrte in der Ruhe des Todes den anziehenden Ausdruck, den wir bei unseren Sitzungen an ihm liebten. Er schien sanft eingeschlafen zu sein und im Gegenwart so vieler vernichteter Hoffnungen konnte man sich nur mit Behmut den hohen, schönen Anspruch ins Gedächtnis zurückrufen, den er an einem unvergeßlichen Tage tat: „Wir alle sollen unsere Ziele so hoch stecken, daß wir sie niemals zu erreichen vermögen.“ —

Marcellin Pierre Eugène Berthelots Tod hat durch die bekannten tragischen Umstände, unter denen er erfolgte, allgemeinste Teilnahme auch in den Kreisen hervorgerufen, die der Wissenschaft im allgemeinen ferner stehen. Sein Lebenswerk ist ein ungemein vielseitiges und erstreckt sich sowohl auf die organische Synthese wie auf theoretische Untersuchungen über die bei der Entstehung neuer Verbindungen entstehende oder gebunden werdende Wärmemenge, und auf die Geschichte der Chemie, die ihm Aufklärung dankt über die Entwicklung der Alchimie, wie sie

sich in den ältesten mittelalterlichen Dokumenten Gemischten Wissens zeigt.

Auf dem Gebiete der organischen Synthese war es vor allem das Glycerin, das er in zahlreiche neue Verbindungen überführte und so beim Studium dieses Alkohols, als welcher das Glycerin sich dem Chemiker darstellt, neue Methoden zum Aufbau organischer Körper entdeckte und Licht verbreitete, wo vorher Dunkel war. Auch wirtschaftlich sind diese Arbeiten von Erfolg gewesen. Das Glycerin ist nämlich ein Bestandteil sämmtlicher Fette und Oele, die Verbindungen von Glycerin mit Fettsäure darstellen. Und das Erkenntnis der chemischen Natur der Fette hat dazu beigetragen, einen Industriezweig in Frankreich zu hoher Blüte zu bringen, in welchem Frankreich noch heute an der Spitze aller Länder marschiert: die Fabrication der Seifen, der Stearinlizen und des Glycerins.

Die Art, wie Frankreich seinen großen Toten durch ein Staatsbegräbniß und Beisetzung im Pantheon ehrte, legte Zeugnis davon ab, wie tief das Verständnis für Verheilol gewesen und mit wie dankbarem Stolz man ihn für sich in Anspruch nahm! —

Dr. O. L.

### Kleines feuilleton.

**Ötern in Alt-Berlin.** Unsere lieben Berliner waren im Mittelalter fromm, aber, wie sich das für gottesfürchtige Leute gehört, auch recht intolerant. Besonders zu Ötern trat diese bis zum Fanatismus gesteigerte Andachtsamkeit recht deutlich zutage. Weil angeblich die bösen Juden anno 33 Christus in Jerusalem gekreuzigt hatten, darum durfte im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert sich kein Jude während der Osterwoche auf der Straße sehen lassen. Der Unbesonnene, der in solcher leichtsinnigen Weise den Fanatismus der Christen herausgefordert hätte, wäre in der gemeinsten und rohesten Weise hingemordet worden. Bierzehn Tage, bis zum stillen Freitage, fasteten die Christen mit größter Strenge und Gewissenhaftigkeit. Sie enthielten sich jeder Lust und Fröhlichkeit und bewiesen auch damit der Mit- und Nachwelt ihre Frömmigkeit. In diesen langweiligen Fastentagen war der Palmsonntag ein Freudentag. Verschwunden waren an ihm in den Kirchen die schwarzen Altar-, Tauf- und Kanzeldecken. Zum Andenken an die blaue Lieblingsfarbe der Jungfrau Maria zierten blaue Dedeln die heiligen Gegenstände. Delle buntsfarbige Kerzen, je stärker, um so besser, Geschenke gläubiger Gemeindemitglieder, erleuchteten die Kirchen. Ein mit bunten Tüchern und Dedeln geschmückter, reich behänderter, lieblich bekränzter Esel, der an die Feselin und das Füllen der Bibel erinnern sollte, wurde von ausgeputzten Chorknaben unter Leitung eines Priesters in der mit Palmen und Weidenläschen geschmückten Kirche herumgeführt. Je durchdringender das Grautier bei diesem Umzuge schrie, desto größer war die Andacht.

Der grüne Donnerstag aber, der heute als öffentlicher Festtag eingegangen ist, wurde damals in Rücksicht auf die Einsetzung des Abendmahles als ein hoher Festtag in der römisch-katholischen Kirche mit Gottesdienst, Beichte, Absolution, Kommunion, gefeiert. In der Frühmette, im Hauptgottesdienst, erschienen die Berliner als die armen, bußfertigen Sünder. Sie beichteten gewissenhaft und empfingen die Vergebung ihrer Sünden. Nach empfangener Absolution ging aber der Geist in Sprüngen! Das Alte, die Sünde, war vergangen! Es war durch die Vergebung alles neu geworden. Diesen Wechsel der religiösen Gefühle verherrlichten die guten Berliner durch eine ungeheure Heiterkeit. Sie aßen und tranken nach Kräften und waren fröhlich und guter Dinge. Abends aber erreichte die Freude ihren Höhepunkt, sie entartete — und zwar in der Kirche — zur Ausgelassenheit. Da wäre beim Läuten kein richtiges Berliner Kind, kein Köllner zu Hause geblieben! Alle eilten nach St. Marien und St. Nikolai. Niemand wollte die berühmte, die beliebte Kumpelmesse versäumen! War sie doch nur einmal im ganzen Jahre und gab es doch in ihr soviel zu sehen, zu hören und — zu lachen.

Die überfüllte Kirche war hell erleuchtet. Die Altäre, der Taufstein, die Kanzel waren mit weißen Dedeln, mit den Farben des Lichtes und der Unschuld geschmückt, die Priester trugen weiße Reßgewänder, die Alba, und prangten mit bunten Binden. Nachdem das Eingangslied gesungen war, wurde zum Amüsement der Gemeinde eine Kerze nach der anderen angezündet, bis die ganze Kirche in einem Lichtmeer schwamm. Christus, das Licht der Welt, erleuchtete den Erdkreis! Hatte endlich der Gottesdienst in der Predigt seinen Höhepunkt erreicht, erglänzte die Kirche in einer Feuerhute, dann taufchten die guten Berliner, die großen Kinder, fröhlich in die Hände, dann jauchzten sie ihr „Gia Popaia!“ Nunmehr aber fingen die Kirchendiener an, eine Kerze nach der anderen auszulöschen, bis beim „Benedicite“ nur noch eine, in der großen Kirche kaum sichtbare Kerze, die große Osterkerze, brannte, und auch diese eine, Christum darstellend, wurde beim „Miserere“, beim „Kyrie Eleison“, beim „Gott erbarme Dich meiner“, unter den Altar gestellt, so daß nunmehr die ganze Gemeinde in tiefster Finsternis saß.

Sobald das Licht erloschen, löste durch die Finsternis ein allgemeines Seufzen, ein lautes Wehllagen, dann aber folgte ein wüstes, wildes Geschrei. Man pfiff, man klopfte mit Händen und Füßen, man warf sich sogar mit kleinen Steinchen, die man zur Belebung der Erbauung, zur Häufung der Verwirrung mit-

genommen hatte. Am Leben in die Egene zu bringen, um zu Hülfeleistungen größerer und kleinerer Art berechtigt zu sein, warfen sich die Gläubigen unter dem Schuß der Finsternis mit Rosinen und Mandeln, mit Krugeln und Zuderwerk, mit getrockneten Zweischen. Man wollte Judas, den bösen Verräter, steinigen! Nun hatte die Erbauung den Sipselpunkt erreicht. Die Liebe war tätig im Trösten, im Streicheln, im Verbinden, im Herzen und Küssen. Schließlich lagen in buntem Gemisch beim Trösten, Herzen und Küssen mehr Gläubige auf dem Fußboden, als ehrbar auf Stühlen und Bänken saßen. Jetzt fingen die Kirchendiener an, eine Leuchte nach der anderen anzuzünden, bis der alte Lichtglanz das hohe Kirchenschiff freudig durchdrang. Verschämt tauchten nach und nach die Gesichter vom Fußboden empor und verhielten sich sitfam, froh, daß der Priester sprach: „Pax vobiscum!“ Aus ist die Feierlichkeit!

Das Osterfest wurde als ein Freudentag angesehen, daher war es liturgischer Gebrauch, an diesem Bonnetage keine Osterpredigt zu halten, sondern eine Osterposse zu veranstalten.

Die Prediger wetteiferten, sich gegenseitig an diesem Tage in blühendem Unsinn zu übertreffen, ihren Gemeinden einen gründlichen Osterkull zu bereiten. Die christliche Gemeinde belohnte ihre Seelsorger für ihre Witze und Scherze, für ihre Schwänke und Joten, in denen besonders der Apostel Petrus gehänselt, der Teufel und seine Großmutter genarrt wurden, durch das sogenannte Osterlachen, ein so gigantisches, die Herzen betäubendes Wiefiern, daß selbst das berühmte homerische Gelächter dagegen in nichts verschwand. Die Priester spielten auf der Kanzel förmlich Versteck, verkleideten sich, verstellten ihre Stimmen, krächten in der Erinnerung an Petri Fall wie die Hähne, schrien wie die Esel, grunzten wie die Schweine, brüllten wie die Kühe, häumten sich auf wie die Hengste, wieherten wie die Pferde, schnatterten wie die Gänse, schrien wie der Rudud“, sagt C. Müller in seiner umfangreichen Osterstudie. Auch Schauspiele, Stücke aus dem alten Testament, Szenen aus dem neuen, vornehmlich hergenommen aus der Leidensgeschichte Christi, wurden, anfänglich mehr pantomimisch, später völlig dramatisch, in den Kirchen, Klöstern, ja selbst auf den Straßen mit unterwüßlichem Humor öffentlich aufgeführt.

Prato.

**Astronomische Märchen.** Für die ältesten Väter der Astronomie war der nächtliche Himmel ein großes Märchenbuch mit schönen Bildern, in deren Symbolik sich das geistige Auge gern vertiefte. Wie sinnig und volkstümlich solche astronomische Märchen oftmals sein können, möge uns das Sternbild lehren, mit welchem für die Kinder der nördlichen Halbkugel stets die Sternkunde beginnt, nämlich der große Wagen, oder wie man ihn mit einem bekannteren aber bloßem Mißverständnis entsprungenen Namen nennen muß: der große Bar. Jedes Kind kennt diese uns nie entzwindende herrliche Zierde unseres nördlichen Himmels, aber nur höchst wenige unter ihnen werden wissen, daß sie darin die Illustration, ja wahrscheinlich den Ursprung eines ihnen allen bekannten Volksmärchens zu erblicken haben, das Märchen vom kleinen Däumling.

Die Väter, welche ihren Kindern das Märchen am Himmel zeigen wollen, sollten die nähere Erklärung hinzufügen, welche schon die alten Griechen den Römern überlieferten. Die vier Sterne, welche zusammen ein Biered bilden, sind danach als die vier Räder eines Wagens anzusehen, während die drei in gebogener Linie daranstoßenden Sterne drei Zugtiere (Rinder oder Pferde) vorstellen, die, wie es in vielen Ländern, z. B. jenseits des Rheins, allgemeine Sitte ist, nicht nebeneinander, sondern hintereinander angepaßt sind. Bei genauer Betrachtung bemerken wir, daß der Wagen rückwärts geht, als wenn er umwenden wollte, und so erklärt sich nun leicht die schiefe Stellung der Deichsel und der drei Zugtiere. Wo aber steht der Fuhrmann, der den Wagen rückwärts lenkt? Wenn wir den mittleren der drei als Zugtiere geduldeten Sterne genau betrachten, so werden wir bei leidlich guten Augen bald, ganz klar aber mit einem Opernglase, dicht über ihm einen zweiten, ganz winzigen Stern erblicken, der also, wie es Fuhrleute tun, auf dem einen Ochsen oder Pferde seines Gespannes gleichsam reitet: das ist das Reiterchen der Araber, der Kossiltion der Franzosen, der Fuhrmann Hans Dümchen oder Däumling der Deutschen. Sein Auftauchen über dem größeren Stern bietet uns für das bloße Auge fast dasselbe Schauspiel, wie die Zerlegung eines sogenannten Doppelsterns durch das Fernrohr. Wie jene in unendlicher Ferne umeinander kreisenden Sonnen des Weltalls dem bloßen Auge stets als einfache Sterne erscheinen und sich erst durch stärkere Fernrohre in zwei, meist komplementär (das heißt grün und rot oder orange und blau) gefärbte Sterne trennen lassen, so erscheint dem ersten Blick auf unserm Sternbild Zugtier und Reiterchen stets verschmolzen, und die Araber betrachten es als einen Bruststein guter Augen, beide voneinander getrennt zu erblicken. Bei Anwendung eines gewöhnlichen Opernglases stehen sie fingerbreit voneinander entfernt. Der Träger des Reiterchens entpuppt sich in stärkeren Ferngläsern als ein wirklicher, aus zwei umeinander kreisenden Sonnen bestehender Doppelstern. Aus dieser eigentümlichen Erscheinung des nur bei völlig dünnstem Himmel dem bloßen Auge erkennbaren Reiterchens scheint nun der Volkswitz der Germanen und Slaven jenes reizende Märchen von dem kleinen, schlaun Däumling „geschminkt“ zu haben, der seinem Vater auf dem Felde vorschlug, ihn in das Ohr des einen Wagenpferdes zu setzen, um von dort unsichtbar das ganze Gespann mit hü und hoch! mit hott und har! zu lenken, wie es in dem Grimmschen

Märchen heißt. Unser Sternbild stellt, wie gesagt, den Augenblick dar, in welchem der unsichtbare Fuhrmann seinen Wagen durch energisches Ziehen und Pushen mit der Leine rückwärts umlenkt, worin sich ja die Kunst des Fuhrmanns vorzugsweise bewährt, und deshalb heißt der kleine Wagenlenker in Westfalen Jugdümken, und es wird hinzugesetzt, daß er stets um Mitternacht seinen Wagen „torügge zugt“, damit er anderen Tages wieder auf seinem richtigen Blage stehe.

**Theater.**

**Schiller-Theater O.: Traumnulius.** Schauspiel in fünf Akten von Arno Holz und Oskar Jeschke. Als das Stück vor drei Jahren in Brahmischen Lessing-Theater seine Premiere erlebte, betonte die Kritik in erster Reihe den Gegensatz zu jener strikt naturalistischen Milieu-Doktrin, die Holz vordem vertreten, für welche er mit Schlaf zusammen in der „Familie Selke“ ein dramatisches Musterpiel hatte geben wollen. Der „Traumnulius“ verriet in keinem Zuge etwas von einem literarischen, noch neuen Pfaden ausschauenden „Revolutionär“. Form und Mittel unterwürfen sich prinzipiell in nichts von den auch sonst im bürgerlichen Drama üblichen. Aber indem man das Fehlen irgend welcher neuen Stilmerkmale, den Widerspruch von Theorie und Praxis konstatierte, wurde man den Vorzügen, die diesem Werke, einfach als Theaterstück betrachtet, anhaften, vielfach nicht gerecht. Man war geneigt, den außerordentlichen Erfolg nur der glänzenden Aufführung mit Wasser-mann in der Hauptrolle zuzuschreiben. Daß das Drama, ganz abgesehen von der Beihilfe einer so unvergleichlichen Interpretation, eigene Kraft besitze, dafür sprach, daß sich der Erfolg auch überall an den Provinzbühnen in gleichem Maße wiederholte. Bei dem jetzt vorherrschenden Premierenniveau hat das Stück, die Vorstellung im Schiller-Theater bestätigte es, die ihm vom Publikum zu teil gewordene Auszeichnung in vollem Maße verdient. Einige mit unterlaufende Beispielsweisigkeiten und Unwahrscheinlichkeiten, so wie die nach dem Vorgang von „Alt-Heidelberg“, wohl nicht ohne spekulative Nebenabsichten so breit ausgemalte Schillerneuphane können an dem Gesamteindruck, daß hier das Schicksal eines trefflich beobachteten und bedenklichen Charakters aus dessen Eigenart folgerichtig und zugleich bühnenmäßig spannend entwickelt ist, nichts ändern. Anschaulich in den verschiedensten Abschattierungen tritt der Kontrast des weisfremden, gütig vertrauensfertigen Direktors zu seiner Umgebung hervor und der entscheidende Konflikt, das Grundverhältnis, das bei aller Barmherzigkeit der Szenen dem Drama Einheit gibt, die Beziehung des alten Mannes zu seinem Lieblingsknecht, steigert das Interesse zu tragischem Mitempfinden. Nur in knappen Andeutungen aber durchaus überzeugend, ist die Psychologie des Knaben, des einzigen, der für die grenzenlose Güte des Mannes ein Gefühl hat, durchgeführt. Wie Traumnulius durch sein Vertrauen den Betrug erleichtert, ja fast herausfordert, wie seine Liebe bei der Entdeckung in um so größeren Zorn umschlägt und der junge Mensch, gepöbeleit von der Verachtung des verehrten Lehrers, in Scham und Neue davonstürzt, sich das Leben zu nehmen, — diese Momente reihen sich sorgfältig motiviert, in lüdenlosen Fortgang Glied an Glied. Es ist der Eindruck innerlich notwendiger Verkettung, aus welchem jenes Gefühl des Tragischen erwächst.

Die Aufführung war eine der besten des Schiller-Theaters. Das kindlich Liebenswürdige, die rührende Einfachheit und Herzensreinheit des für die Antike begeisterten Schulmeisters kam in dem Spiel Franz Molans aufs glücklichste zum Ausdruck. Paul Otto hatte in seiner Darstellung des brutalen preussischen Landrats ausgezeichnete charakteristische Momente, nur bestreudete die Maske durch einen allzu karikatüristischen Anstrich, der junge Zebbig wurde von Konrad Wiene sympathisch repräsentiert. Sehr ergötzlich spielten in Epifodenrollen Frida Brock, sowie die Herren Josef, Kirchner und Köstin. Auch in dem schwierigen Ensemble der Knechtzscene klappte alles.

**Ethnologisches.**

Das Wazzenfest der Juden zu Ostern (Mazothfest), bei dem die bekannnten ungesäuerten, fladenartigen Gebäcke genossen werden, hat nach dem „Globe“ durch B. D. Ferdmans eine neue Erklärung gefunden, wobei er sich wesentlich auf ethnographische Parallelen stützt. Die Thora schreibt vor, im Frühjahr während sieben Tagen ungesäuerte Brote zu essen. Gewöhnlich wird dieses Mazothfest zu den Erntefesten gerechnet; andere verbinden es mit Passah. Nach Ferdmans hat man dabei aber nur ausschließlich das Essen der ungesäuerten Brote zu erklären versucht und nicht beachtet, daß andere Bräuche auf diese Weise nicht erklärt werden. Nach ihm das Fest nur zu verstehen aus den primitiven Vorstellungen über Wachstum und Ernte, die durch seelische Kräfte mechanische Vorgänge zu erklären versuchen (Animismus). Dazu führt er eine Anzahl Beispiele von Naturvölkern an, bei denen die drei charakteristischen Punkte des Mazothfestes sich gleichfalls finden: die Verpflichtung, nur ungesäuertes zu essen, das Wegschaffen von allem Gesäuerten und das Gebot, daß jedermann, auch der Fremde, sich des Gesäuerten zu enthalten hat. Freilich sind die ursprünglichen alten animistischen Sitten bei den Juden nicht mehr verstanden worden, als sie ein Teil der höheren religiösen Sitten beim Erntefest geworden waren. Die Abhandlung ist ein herredtes Zeugnis, wie auch der Orientalist mit Vortheil die Sitten

und religiösen Vorstellungen der Naturvölker zu Erklärungen heranziehen kann.

**Mineralogisches.**

Aus der Geschichte eines Edelmetalls. Das Platin ist jetzt von allen Metallen, die sich überhaupt in nennenswertem Grade in menschlichem Gebrauch befinden, weitaus das kostbarste. Sein Preis ist jetzt fast auf das Doppelte von dem des Goldes gestiegen und es hat den Anschein, als ob das Platin noch immer teurer werden soll. Diese Tatsache hängt nur zu einem Teil mit der Seltenheit des Platins zusammen, zum anderen mit dem immer wachsenden Bedarf, der namentlich von seiten der chemischen und elektrischen Industrie beansprucht wird. Während diese Industrien in ihrer mächtigen Entwicklung immer mehr Platin brauchen, erfährt die Gewinnung dieses Edelmetalls weder eine Steigerung noch eine Verbesserung. Das Platin hat eine interessante Geschichte. Die noch heute ertragreichsten Lager im Uralgebirge wurden im Jahre 1822 entdeckt. Sehr bald wurde der Abbau in Angriff genommen und in den Händen der russischen Regierung häufte sich eine große Menge Platin an, mit der sie nichts anzufangen wußte. Im Jahre 1827 hatte der damalige russische Finanzminister Kravkin den Einfall, aus dem Platin Münzen zu prägen. Vor der Ausführung dieses Planes schrieb er aber vorsichtigerweise an Alexander v. Humboldt, um ihn um seine Meinung zu fragen. Humboldt verwarf den Plan, erklärte sich aber damit einverstanden, daß die russische Regierung ihren Platinvorrat dazu benutzen könnte, um Denkmünzen und Ehrenmedaillen, die bisher aus Gold und Silber hergestellt worden waren, daraus zu prägen. Er fuhr fort: „Vielleicht wird Euer Erzelenz vorschlagen, daß die Ordenskreuze, die von Seiner Majestät so oft an heimische und ausländische Gelehrte und Künstler vergeben werden, in Zukunft aus Platin gemacht werden. Dieser Gebrauch des edlen und durchaus eingeborenen Metalls würde leicht den gegenwärtigen Platinvorrat aufbrauchen, ohne daß irgend welche Verwürrung oder Verluste in der Währung entstehen. Der Finanzminister folgte dem Rat Humboldts aber nicht, sondern blieb bei seinem Voratz, und die russische Regierung hat tatsächlich in der Zeit von 1828 bis 1845 für 4 251 843 Rubel Platinmünzen ausgegeben. Im letztgenannten Jahre wurde die Prägung dann eingestellt, weil sich ein ungeheurer Unterschied zwischen dem eigentlichen Wert der Münzen und ihrem Nennwert herausgestellt hatte.“

**Notizen.**

— Der geschützte Theatername. Die Direktion des Friedrich-Wilhelmstädtischen Schiller-Theaters teilt mit, daß sie durch eine Verfügung des Reichsgerichts gezwungen ist, die Firma ihrer Gesellschaft zu ändern. Sie hat sich entschlossen, das Volkstheater im Norden unter dem Namen „Friedrich Wilhelmstädtisches Schauspielhaus“ am 6. September wieder zu eröffnen. Die Schiller-Theater A. G. des Herrn Dr. Löwenfeld hatte Einspruch erhoben gegen die seitherige Bezeichnung der neuen Gesellschaft.

— Karl Scholl, langjähriger freireligiöser Prediger, ist in München im 87. Lebensjahre gestorben. Scholl, der vorzüglich in Nürnberg tätig war, zählte zu den letzten Freunden Ludwig Feuerbachs. Er hat eine lange Reihe aufklärender Schriften verfaßt.

— Die Ausgrabung einer alten Stadt auf Sizilien. In Heraklea Minoa, der Stadt auf der Südküste Siziliens, die wahrscheinlich schon von Kreten unter dem Namen Minoa begründet, dann aber von Spartanern besetzt wurde, sind seit dem Februar umfangreiche Ausgrabungen vorgenommen worden, die bereits interessante Resultate ergeben haben. Man hat einen runden Turm und ein Stück der alten Verteidigungsmauer, ein schönes griechisches Werk, aufgedeckt. Beim Eingang zur Stadt hat man die Spuren eines großen Theaters festgestellt und auf einem Hügel die Erforschung einer Totenstadt aus griechischer Zeit begonnen. Gegenwärtig untersucht man die Baulichkeiten der Bühne und anderer Gebäude.

— Ein Bibeltruf. Die Amerikanische Bibelgesellschaft, die ihr Hauptquartier in New York hat, wird von den Kirchenzeitungen heftig angegriffen. Es wird behauptet, daß diese Gesellschaft nach denselben Methoden den Preis für Bibeln erhöht, wie der Standard-DeL oder der Budertruf den Preis ihrer Produkte. Die Gesellschaft hat mit englischen, schottischen und kanadischen Vereinigungen für die Verbreitung von Bibeln bestimmte Abmachungen getroffen, um Bibelpreise festzusetzen und die Konkurrenz aus dem Felde zu schlagen. In Massachusetts haben die Frommen ein besonders großes Aergernis an den New Yorkern genommen. Dort beherrscht die „Union Bible Society“ den Bibelmarkt und droht an den Kongress zu appellieren, um den Schutzzoll von 25 Proz. auf importierte Bibeln abzuschaffen.

Kein Wunder, wenn man so viel von bibelfesten Amerikanern hört. Es ist eben ein Geschäft damit zu machen.